

thesis about the nature of music itself: "dass künstlerische Autonomie und soziale Funktion von Musik komplementäre Aspekte sind, die sich nicht wechselseitig schwächen oder gar ausschließen" (p. 11). In the context of this study, the assumption does little more than open the can of worms that comes with the age-old question: can music be autonomous?

(Februar 2022)

Sean Reilly

ANNO MUNGEN: Die dramatische Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient. Stimme, Medialität, Kunstleistung. Würzburg: Königshausen & Neumann 2021. 139 S., Abb. (Thurnauer Schriften zum Musiktheater. Band 37.)

Entstanden im Rahmen des vom Autor geleiteten DFG-Projekts „Sänger*innen und ihre Rollen im 19. Jahrhundert“, versteht sich das schmale Buch als exemplarischer Beitrag zur wissenschaftlichen Erforschung historischer Aufführungspraxis im Feld des Gesangs. Im Mittelpunkt stehen dabei nicht Biographie und Karriere von Wilhelmine Schröder-Devrient und auch nicht ihre Rollendarstellungen, sondern das, „wofür die Sängerin im 19. Jahrhundert eine große Berühmtheit erlangt“ habe: ihre „Stimme“ (S. 1). Diese Prämisse ließe sich hinterfragen: Wurde die Sängerin nicht – wie generell die Gesangsgrößen ihrer Epoche – als künstlerische Gesamtpersönlichkeit verehrt, ist die Reduzierung von Sänger*innen auf ‚Stimme‘ nicht ein Phänomen, das erst in (Abwertungs-)Diskursen des beginnenden 20. Jahrhunderts zu beobachten ist? Dass Anno Mungen die wissenschaftliche Debatte zu dieser Thematik nicht diskutiert, ist bedauerlich. Nichtsdestoweniger bleibt es ein wichtiges Anliegen, die so schwer rekonstruierbare Gesangkunst früherer Epochen zu erforschen, und in diesem Interesse kann die Isolierung der vokalen Aspekte eine sinnvolle methodische Entscheidung sein.

Aber wie lässt sich historischer Gesang erforschen? Der Autor nennt fünf „Hauptquellentypen“ (S. 7) für seine Untersuchung, wertet allerdings drei davon praktisch nicht aus: Theaterzettel, ikonographische Quellen (die Abbildungen im Buch sind rein illustrativ) und Gesangsschulen (eine einzige – deren Relevanz Mungen zu Unrecht in der Tatsache sieht, dass sie der Sängerin gewidmet ist – wird kurz gestreift). So reduziert sich das Quellenkorpus im Wesentlichen auf zwei Textsorten: verbale Quellen und Notenmaterial. Um „Partituren“ (S. 7) handelt es sich bei letzteren allerdings keineswegs immer. So verwendet Mungen für die Analysen der Wagner-Opernpartien Klavierauszüge – und zwar (bis auf eine Ausnahme) die alten von Kogl, Mottl & Co.!

Zu der Frage, welche Aussagekraft verbalen Beschreibungen als Quellen für historischen Gesang zukommt, sind in der Literatur weitreichende Überlegungen angestellt worden, die Mungen weitgehend ignoriert. Seine einleitenden Reflexionen zur Medialität und Aussagekraft dieser Quellen sind indessen berechtigt: Natürlich verweisen diese nicht auf Tatsachen, sondern lassen lediglich Aussagen darüber zu, „wie die Stimme sich medial damals und auch heute noch zeigt“ (S. 17). Ein diskursanalytischer Zugang, wie der Autor ihn vorschlägt, wäre die naheliegende – und für die Aufführungs- und Performanceforschung innovative – Lösung dieser Problematik. Jedoch bedürfte es hierfür einer geeigneten Methodik. Angeboten hätte sich angesichts des umfangreichen Textkorpus etwa eine qualitative Inhaltsanalyse mit induktiver Codierung als Grundlage für eine auf ästhetische und politische Kontexte bezogene Einordnung. Dergleichen sucht man jedoch in dem Bändchen vergebens, stattdessen finden sich eben doch überwiegend vermeintliche Tatsachenaussagen, die Mungen den Quellen meint entnehmen zu können: Die Sängerin habe „ohne Verzierungen und Vibrato“ gesungen (S. 40), ihre Koloraturen seien „schwerfälli[g]“ gewesen (S. 56) und

ihre Leistungen mit dem Alter „schlechter“ geworden (S. 92) – als wirkten nicht gerade solche Einschätzungen an der Konstruktion von Nationalität und Gender mit. Misslich ist überdies eine gewisse Zufälligkeit bei der Quellenauswahl. Fast die Hälfte der zitierten Periodika stammt aus den 1830er Jahren, aber nur einzelne aus den 1850ern; zwischen knapp 20 deutschsprachigen finden sich je zwei englische und französische Zeitungen bzw. Zeitschriften – all dies nach eigener Zählung, denn das Quellenverzeichnis ist unvollständig: Mehr als die Hälfte der in Fußnoten referenzierten Quellen fehlt.

Auch bei den Analysen der Uraufführungspartien Schröder-Devrients wird direkt auf ihr tatsächliches Vokalprofil geschlossen, obwohl der Autor eingangs selbst auf die Divergenz von Notiertem und Praktiziertem aufmerksam gemacht hat. Dass dieses methodische Problem in der Aufführungs- und Performanceforschung vielfach diskutiert worden ist, scheint Mungen entgangen zu sein; schon die Tatsache, dass Namen wie Thomas Seedorf, Beatrix Borchard, Stefan Mösch oder Susan Rutherford im Literaturverzeichnis nicht einmal auftauchen, zeigt, in welchem Maße das Buch hinter der einschlägigen wissenschaftlichen Debatte zurückbleibt. (Hinweise auf zwei Aufsätze der Rezensentin werden hier und da in den Fußnoten eingestreut, ohne Spuren in der Argumentation zu hinterlassen.) Problematisch ist bei den Analysen überdies die unreflektierte Verwendung von gesangsbezogenen Termini („Durchschlagskraft“, „Bruststimme“), deren Relevanz für die Zeit von Schröder-Devrient fraglich ist oder die damals nicht dasselbe bedeuteten wie heute.

Zwischen all den unzureichend abgesicherten Aussagen liefert das Bändchen durchaus lesenswerte und anregende Erträge. So ist es zweifellos ein Verdienst des Autors, sich die weitgehend unbekannten Uraufführungspartien genauer angesehen zu haben, anhand derer sich Schröder-Devrients „Markenzeichen“ (insbesondere der Schrei

und der abrupte Wechsel der Emotionalität, S. 99) bestätigen lassen. Auch die Bedeutung der Sängerin als Paradigma des „deutschen“ Gesangs – als These nicht ganz neu – wird durch zahlreiche journalistische Quellen gestützt. Insgesamt lässt Mungens Studie erkennen, welches Potential einer diskursanalytisch geschulten Studie zum Gesang innewohnen würde. Diese durchzuführen, bleibt jedoch ein Desiderat.

(Februar 2022)

Rebecca Grotjahn

LEOPOLDO SIANO. *Musica cosmogonica von der Barockzeit bis heute*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2021. 429 S., Abb., Nbsp.

Leopoldo Siano, italienischer Musikphilosoph und Dozent am Musikwissenschaftlichen Institut der Universität Köln, beschäftigt sich in diesem Band mit Musik vom frühen 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, von der er meint, sie habe „die traditionelle Funktion der Mythologie“ übernommen (S. 23). Klingende Erzählungen vom Weltenanfang in einer Epoche der fortschreitenden Kritik am Mythos sind es also, die Siano glaubt in musikalischen Strukturen auszumachen, wobei er in Analogie zur vergleichenden Mythenforschung von „musikalische[n] Archetypen“ ausgeht, „die das Schöpfungsereignis beschwören beziehungsweise akustisch inszenieren“ (S. 24). Getragen ist das Projekt von der Frage: „Wozu die Welt?“ (S. 12), die Siano zu Beginn seiner Einleitung mit einer Lektüre von Charles Ives' *The Unanswered Question* als „klingende Metaphysik“ und einem Vergleich mit dem bekannten Schweigen des Buddha entwickelt, um ihre Beantwortung dann als „philosophische Frage schlechthin“ gleich selbst zu geben (S. 16): Die Welt sei, um zu sein – ihr Sein als Antwort auf die Frage nach dem „Wozu?“.

Wer nun befürchtet, in diesem Buch nicht wirklich viel über kompositorische Inszenierungen des Schöpfungsereignisses zu lesen,